

Irene Dingel / Johannes Paulmann / Matthias Schnettger / Martin Wrede (Hg.)

Theatrum Belli - Theatrum Pacis

Konflikte und Konfliktregelungen
im frühneuzeitlichen Europa



V&R



Veröffentlichungen des
Instituts für Europäische Geschichte Mainz

Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte
Abteilung für Universalgeschichte

Herausgegeben von Irene Dingel und Johannes Paulmann

Beiheft 124

Theatrum Belli – Theatrum Pacis

Konflikte und Konfliktregelungen im
frühneuzeitlichen Europa

Festschrift für Heinz Duchhardt zu seinem 75. Geburtstag

Herausgegeben von
Irene Dingel, Johannes Paulmann,
Matthias Schnettger und Martin Wrede

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2018, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13,
D-37073 Göttingen

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: Vanessa Weber, Mainz

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2197-1056
ISBN 978-3-647-37083-5

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Winfried Schulze Heinz Duchhardt zum Abschied aus dem Amt des Direktors des Instituts für Europäische Geschichte	13
I. INNERER FRIEDE, INNERE ORDNUNG	
Horst Carl Kollektive Sicherheit und föderative Ordnung – die Eidgenossenschaft und die Niederlande in der Frühen Neuzeit	25
Johannes Ludwig Schipmann Konsens und Konflikt. Konfliktkulturen und politische Kommunikation in der Frühen Neuzeit: Die Entscheidungsstrukturen bei der Verlegung des hansischen Kontors von Brügge nach Antwerpen	39
Eike Wolgast Konfessionelle Friedstände auf den Reichstagen Karls V.	61
Irene Dingel »... das Recht haben, bei Religion, Glauben, Kirchengebräuchen in Frieden zu bleiben«. Religionsfrieden in der Frühen Neuzeit	73
Matthias Schnettger Konfliktlösung in Krisenzeiten. Der Frankfurter Fettmilchaufstand 1612–1614 und die kaiserliche Kommission	91
Johannes Burkhardt Warum ist das Reich nicht untergegangen? Der Krieg der Kriege und die Resilienz der politischen Institutionen	111
II. KRIEG UND FRIEDEN IM FRÜHNEUZEITLICHEN EUROPA	
Katrin Keller Verhandeln in der Ferne. Kardinal Harrach beobachtet die Entstehung des Westfälischen Friedens	127

Michael North Der Friede von Oliva (1660) im Spiegel der zeitgenössischen Medaillen	137
Leopold Auer Instruktion und Propositionen der kaiserlichen Gesandten bei den Nijmegener Friedensverhandlungen	149
Ivan Parvev Pax Austriaca auf dem Balkan. Das Gutachten Graf Jörgers über die kaiserlichen Kriegs- und Friedensziele in Südosteuropa (1689)	163
Bettina Braun Krieg und Frieden im Denken Maria Theresias	179
Lucien Bély Guerre et nation à l'époque moderne après 1648: l'exemple de la France	191
Martin Wrede »Zähmung der Bellona« oder Ökonomie der Gewalt? Überlegungen zur Kultur des Krieges im Ancien régime	207
Martin Espenhorst Europa- und Friedensvorstellungen im Werk des Kieler Kulturhistorikers Dietrich Hermann Hegewisch (1740–1812)	239
Jan Kusber / Julia Röttjer Die Abwesenheit von Krieg. Polnisch-russische Friedens- und Grenzverträge der Neuzeit (16.–20. Jahrhundert)	259
III. KRIEG UND FRIEDEN IM EUROPA DES 20. JAHRHUNDERTS	
Wolfgang Schmale Friedensinitiativen französischer Freimaurer in der Zwischenkriegszeit	277
Hans-Ulrich Thamer Eine verlorene Kunst? Friedensschlüsse und Friedlosigkeit im 20. Jahrhundert	285

Martin Wrede

Anstelle eines Nachworts. Fünf Beobachtungen zum

Duchhardt'schen Vorwort 301

Register 307

Personenregister 307

Ortsregister 313

Tabula Gratulatoria 319

Vorwort

Festschriften sind ein schwieriges, dadurch aber auch – historiographisch wie forschungsstrategisch – reizvolles Genre. Das liegt daran, dass sie üblicherweise einen Spagat versuchen zwischen zwei nicht unbedingt gegensätzlichen, aber auch nicht identischen Zielen: Es gilt zum einen, den Jubilar zu ehren, seinem Wirken Anerkennung zu zollen, ihm auf diesem Wege eine Freude zu bereiten. Zum andern soll ein wissenschaftlicher Sammelband vorgelegt werden, der versucht, einen Beitrag zu aktuellen Forschungsdiskussionen zu leisten und sich dabei sinnvollerweise auch auf das Oeuvre des Gefeierten bezieht. Damit hängt dann ein weiteres Problem zusammen: Wie umfangreich soll die Festschrift werden? Und welche potentiellen Autorinnen und Autoren werden angesprochen? Bietet die Festschrift ein *state of the art* zu einem Forschungsfeld, ein *carnet d'adresses* zu einem Netzwerk oder etwas ganz anderes?

Vor ebendiese Herausforderungen und Fragen haben auch wir uns gestellt gesehen, als wir Ende 2016 mit der konkreten Planung dieser Festschrift zu Ehren von Heinz Duchhardt begonnen haben. Sehr schnell haben wir uns für einen vergleichsweise schlanken, auf ein Schwerpunktthema hin fokussierten Band entschieden, auch wenn uns dies vor die schwierige Aufgabe gestellt hat, aus der großen Zahl von Freundinnen und Freunden, Schülerinnen und Schülern sowie Kolleginnen und Kollegen, die als Autoren infrage gekommen wären, einige wenige auszuwählen. Wir danken allen, die einen Beitrag zu diesem Band zur Verfügung gestellt haben, und hoffen, dass sich niemand übergangen fühlen möge.

Etwas weniger schwer ist es uns gefallen, den thematischen Schwerpunkt dieses Bandes festzulegen, wiewohl auch diese Aufgabe keineswegs leicht war: Das wissenschaftliche Oeuvre von Heinz Duchhardt ist nicht nur umfangreich, sondern auch vielfältig. Es lassen sich ganz unterschiedliche thematische Schwerpunkte identifizieren, wie das Alte Reich und seine Verfassung, monarchische Herrschaft und europäische Erinnerungskultur. Wenn man aber nach einem Gegenstand sucht, der den Jubilar in den unterschiedlichsten Dimensionen, Konstellationen und Kontexten seit seinen ersten Publikationen bis heute immer wieder beschäftigt hat, wird man unweigerlich auf Konflikte und vor allem Konfliktregelungen stoßen. Daher haben wir uns entschieden, die Festschrift zu Heinz Duchhardts 75. Geburtstag diesem Themenfeld zu widmen. Das erschien auch vor dem Hintergrund sinnvoll, dass in diesem Jahr mit Blick auf den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (1618), den Frieden von Passarowitz (1718) und das Ende des Ersten Weltkriegs (1918) Krieg und Frieden eine beachtliche Rolle im wissenschaftlichen Diskurs spielen. Alle

genannten Kriege und Friedensschlüsse werden – ebenso wie andere wichtige Beispiele – in den Beiträgen des Bandes thematisiert. Zugleich erinnert aber das Aufeinandertreffen solcher Jahrestage daran, dass und wie Europa ganz grundsätzlich durch Konflikte und durch Konfliktbeilegung konstituiert wurde. Auch dies machen mehrere Beiträge deutlich.

Wir haben das Themenspektrum der Festschrift aber nicht auf Krieg, Kriegspraktiken und Friedensschlüsse in einem engen Sinne eingegrenzt, sondern ebenso Friedenspläne und Kriegsvermeidungsstrategien, Konfessions- und Verfassungskonflikte im Alten Reich oder Repräsentationen von Krieg und Frieden einbezogen. Über die Geschichte der internationalen Beziehungen hinaus versteht sich diese Festschrift so auch als ein Diskussionsbeitrag auf dem Feld der Forschungen zur politischen Kultur Alteuropas. Kriege, Konflikte und die Versuche zu deren Beilegung gehören zu ihrer Grundsignatur.

Dementsprechend setzen sich im Folgenden zunächst fünf Aufsätze mit unterschiedlichen Aspekten des inneren Friedens und der internen Konfliktlösung auseinander. Hieran anschließend beschäftigt sich die zweite, umfangreichste Sektion dieses Bandes mit »Krieg und Frieden im frühneuzeitlichen Europa«. Die Beiträge geben Einblick in Friedensverhandlungen und -pläne wichtiger Wegmarken der europäischen Geschichte oder betrachten die Kriegsbereitschaft, die Bellizität, der europäischen Staaten- und Fürstengesellschaft zwischen 1500 und 1800. Seinen zeitlichen Schwerpunkt hat der Band also in der Frühen Neuzeit. Einige Aufsätze schlagen jedoch Brücken ins 19. und ins 20. Jahrhundert, dem die letzte Sektion gewidmet ist. – Eine Verbindung also, die auch dem Jubilar stets wichtig gewesen ist. Gemeinsam umreißen die Beiträge damit jenes große Forschungsfeld der Konflikte, Konfliktregelungen, Friedensverträge und Friedensordnungen, das Heinz Duchhardt von jeher beschäftigt hat und beschäftigt – und leisten dazu jeweils ihren eigenen, spezifischen Beitrag.

Eine Festschrift ist aber, wie gesagt, etwas anderes als ein gewöhnlicher Sammelband. Stärker als in wissenschaftlichen Publikationen sonst üblich hat in ihr eine persönliche Note ihren Platz. Diese persönliche Note ist – abgesehen davon, dass die Beiträge die Verbundenheit der Verfasserinnen und Verfasser mit dem Jubilar zum Ausdruck bringen – durch die beiden Texte von Winfried Schulze und Martin Wrede gewährleistet, die auf Vorträge anlässlich der Verabschiedung Heinz Duchhardts als Direktor des Leibniz Instituts für Europäische Geschichte im Jahr 2011 zurückgehen und eine klassisch-kollegiale bzw. eine humorvoll-hintergründige Würdigung des Jubilars versuchen. Natürlich stellt auch die *Tabula gratulatoria*, die die zahlreichen Glückwünsche derjenigen versammelt, die nicht mit einem Beitrag in diesem Band vertreten, dem Jubilar aber persönlich verbunden sind, solch ein persönliches Element dar.

Wir hoffen, dass es uns gelungen ist, mit diesem Band den eingangs beschriebenen Spagat zwischen persönlicher Gabe und forschungsorientierter wissenschaftlicher Publikation halbwegs elegant zustande gebracht zu haben. Vor allem aber hoffen wir, dass dieser Band nicht nur dem Jubilar eine Freude bereiten möge, als Dank für seine Forschungsleistungen und -anregungen, sondern dass er darüber hinaus auch seinerseits Anstoß zu weiteren Forschungen geben kann: Frieden und Krieg, man mag es befürchten und bedauern, werden weiterhin elementare Themen der historischen und nicht zuletzt der Frühneuzeitforschung sein oder vielmehr sein müssen.

Wir sind überzeugt, dass auch der Jubilar weiterhin maßgebliche Beiträge zu – nicht allein – diesem Forschungsfeld leisten wird. Diese Überzeugung verbinden wir mit unseren herzlichen Glückwünschen zum 75. Geburtstag: *ad multos annos!*

Mainz / Grenoble, im Juni 2018

Irene Dingel / Johannes Paulmann / Matthias Schnettger / Martin Wrede

Winfried Schulze

Heinz Duchhardt zum Abschied aus dem Amt des Direktors des Instituts für Europäische Geschichte*

Heute geht es um die Würdigung eines geschätzten engen Fachkollegen, dessen Leistungen mir seit vielen Jahren wohlvertraut sind, den ich kenne, seitdem wir zusammen Anfang der 1970er Jahre im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv an unseren Habilitationsschriften arbeiteten. Manch einer könnte vermuten, dass hier die Nähe schon zu groß ist, zumal wenn ich an gemeinsame Herausgeberschaften bei Publikationen, die Mitarbeit im Beirat des Instituts und die Zusammenarbeit bei einigen Projekten denke. Im Sinne der Richtlinien der DFG wäre damit zweifellos Befangenheit gegeben, aber heute geht es ja erfreulicherweise nicht um ein Gutachten zu einem Forschungsantrag.

Heute geht es darum, Heinz Duchhardt als Direktor des Instituts für Europäische Geschichte in seinen Ruhestand zu verabschieden – oder sollte ich besser sagen, ihn in einen anderen kreativen Lebensabschnitt zu begleiten. Ich weiß: Bei solchen Gelegenheiten verfällt man leicht in die Untugenden des Hagiographen und lobt über den grünen Klee, was dann freilich hart mit der kritischen Grundhaltung des Historikers kollidieren muss. Die gute Nachricht am Beginn meiner Würdigung lautet deshalb: Es bedarf heute Abend keiner hagiographischen Tricks, ich brauche auch keine Wunder zu erfinden, die ja für eine Heiligsprechung notwendig sind, die Wirklichkeit reicht völlig aus!

Eigentlich sind die Biographien von Geschichtsprofessoren nicht sonderlich aufregend: Irgendwann gegen Ende ihres dritten Lebensjahrzehnts werden sie nach einiger Wartezeit zum Professor berufen, davor und danach schreiben sie Bücher und Zeitschriftenartikel, halten Vorträge, bilden Generationen von Studenten aus, veranstalten Tagungen, und ab und zu schreiben sie Leserbriefe an die FAZ. Größeres Interesse aber können solche Biographien dann beanspruchen, wenn wir in ihnen die sich verändernden Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens, das Entstehen neuer Fragestellungen und neuer organisatorischer Rahmenbedingungen wiederfinden, wenn wir also Biographien in ihren Zeithorizont einordnen können – und genau dies hat mich an dieser Würdigung gereizt, die schon aus Zeitgründen nicht akribisch genau alle Leistungen *en détail* verzeichnen kann.

* Der Vortrag wurde gehalten im Rahmen eines Festakts am 29. November 2011.

Beim Blick auf das sich nun vollendende Berufsleben von Heinz Duchhardt scheint mir aber doch ein anderes Lebensmuster erkennbar zu werden als das, das ich eben karikiert habe: Ich glaube eine interessante Vielgestaltigkeit seiner Lebensleistung zu erkennen, die Arbeit im Weinberg der Wissenschaft allein war ihm nicht genug, er hat andere Herausforderungen, wenn sie sich denn boten, erkannt und angenommen. Drei Felder glaube ich unterscheiden zu können, die mir in seiner beruflichen Laufbahn wichtig und prägend vorkommen, und sie machen sein Berufsleben zu einem, das von dem klassischen Muster des Normalprofessors durchaus abweicht.

Da ist zum einen, als solides Fundament des Ganzen, seine akademische Laufbahn als Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit in Mainz, Bayreuth und Münster.

Nach dem Studium der Geschichte, der Politischen Wissenschaften und der Kunstgeschichte in Bonn, Wien und vor allem Mainz betrat Heinz Duchhardt nach einer kurzen Phase praktisch-politischer Arbeit im Bundeskanzleramt, die ihm aber auch noch interessante berufliche Perspektiven eröffnete, 1970 die Welt der universitären Wissenschaft. Ohne die Schirmherrschaft eines mächtigen Doktorvaters musste er sich hier seinen Platz erkämpfen, sicher keine einfache Zeit, bis er dann nach einigen Vertretungsprofessuren durch die Berufungen nach Bayreuth 1984 und Münster 1988 und schließlich die Berufung nach Mainz 1994 sein eigentliches Ziel – so möchte man retroteleologisch sagen – erreichen konnte, die Direktorenposition der Abteilung für Universalgeschichte am Institut für Europäische Geschichte, in einer Stadt, die ihm seit Kindheit und Studium wohl vertraut war. Im Nachhinein darf ich versichern, ohne auf Einzelheiten einzugehen, dass damals alle Fachgenossen heilfroh waren, dass er dieses Amt übernehmen konnte und wollte.

Vorausgegangen war diesem finalen Schritt die frühe Promotion 1968 mit 25 Jahren in Mainz bei dem im Rückblick eher kritisch gesehenen Landeshistoriker Ludwig Petry mit einer Arbeit über Philipp Karl von Eltz, Kurfürst von Mainz, Erzkanzler des Reiches (1732–1743), die ihn mit den verfassungsrechtlichen Problemen des Alten Reiches, aber auch mit der europäischen Politik dieses Jahrzehnts vertraut machte. Dann noch einmal: frühe Habilitation des 31-jährigen mit einer interessanten Arbeit über die Diskussion der Möglichkeit einer protestantischen Konfession des Kaisers, 1977 erschien sie als Buch. Diese Abfolge der Qualifikationsschriften ist soweit nicht ungewöhnlich, dieser Rhythmus ist uns vorgeschrieben. Aber damit ist es nicht getan, denn schon zwischen Dissertation und Habilitationsschrift veröffentlichte er einen die Forschung bilanzierenden Band über das *Gleichgewicht der Kräfte, Conventance, Europäisches Konzert. Friedenskongresse und Friedensschlüsse vom Zeitalter Ludwigs XIV. bis zum Wiener Kongreß*, womit er ein Thema besetzte, das ihn sein Arbeitsleben lang begleiten sollte. Die Werbung für eine neue Aufsatzsammlung zum Thema der europäischen Friedensordnung in der

Frühen Neuzeit spricht deshalb zu recht davon, dass es sich hierbei um eine »zentrale Koordinate« in seinem wissenschaftlichen Oeuvre handele. Und damit ist zugleich angedeutet, dass das Reich, das europäische Mächtesystem und dessen Friedensordnung seine Schwerpunkte werden und seine wissenschaftlichen Interessen ihn deutlich über die Mainzer Landesgeschichte hinausführen sollten; ja, die europäische Geschichte sollte sein Arbeitsgebiet werden, hier war das Ziel schon intellektuell markiert worden.

Ein sorgfältiger Blick auf die große Zahl seiner Publikationen zeigt außerdem, dass er nach 1994, also nach dem Antritt des Mainzer Direktorenpostens, keineswegs nur die amtstypischen Sammelbände und Vorträge publiziert hat, sondern mit gewichtigen Einzelleistungen, ja Standardwerken wie etwa seinen Lehrbüchern zur deutschen Verfassungsgeschichte und zum Zeitalter des Absolutismus, hervorgetreten ist, die zum Teil mehrere Auflagen erreicht haben. Von anderem wird noch zu sprechen sein.

Zweitens ist hier selbstverständlich seine Tätigkeit als Direktor der Abteilung für Universalgeschichte des Instituts für Europäische Geschichte hier in Mainz seit 1994 anzuführen. Damit entschied er sich – wie er selbst sagte – aus einem Bauchgefühl heraus, was er übrigens bei allen wichtigen Entscheidungen für sich reklamiert –, eine deutliche Alternative zur reinen Lehrstuhl­tätigkeit mit ihren anders gearteten Verpflichtungen. Damit wählte er eine berufliche Variante, die in der Bundesrepublik erst seit der Entstehung der außeruniversitären historischen Forschung möglich geworden ist. Vor allem nach der Gründung der Bundesrepublik entstand neben den damals noch zahlenmäßig sehr überschaubaren Lehrstühlen an den Universitäten eine zweite Linie historischer Forschung in den außeruniversitären Forschungsinstituten. Das war zunächst in München das Institut für Zeitgeschichte, dann in Mainz das Institut für Europäische Geschichte, schließlich in Göttingen ein Max-Planck-Institut für Geschichte, in Marburg das Herder-Institut, dann kamen die Auslandsinstitute hinzu, andere brauche ich hier gar nicht erwähnen.

Damit entstand das, was man in bescheidenem Ausmaß als einen neuen Ansatz historischer Großforschung bezeichnen könnte, und diese Variante erforderte andere Persönlichkeiten als die des reinen Lehrstuhlinhabers: Jetzt war der Typus des Ideengebers, des Anregers, des Organisators, des Mentors, ja auch des Haushaltskenners und Kontrolleurs gefragt, um das Wort Manager zu vermeiden, nicht zuletzt auch der Typ von Wissenschaftler, der in den Verhandlungen mit den zuständigen Ministerien, Förderorganisationen und ausländischen Universitäten bestehen kann. Für die Wissenschaft im klassischen Sinne war das eine neue Herausforderung, nicht nur, weil alle diese Kompetenzen ja nirgends formal erlernt werden konnten, sondern vor allem deshalb, weil alle diese Institute auch einer neuen Art von gesellschaftlich-politischem Druck ausgesetzt waren. Ihre Gründung wurde letztlich von der Politik beschlossen, die natürlich auch ihre Interessen durchzusetzen

suchte. Es wäre ganz naiv anzunehmen, dass diese Institutsgründungen sich alleine einem abstrakten und interesselosen historischen Forschungstrieb verdankten, nein, man muss sie letztlich als Teil einer intellektuellen Wiedergutmachungspolitik verstehen. Sie hat damit das Fundament einer spezifisch deutschen Art von Auseinandersetzung mit der Vergangenheit gelegt, mit der die Bundesrepublik sich durchaus Anerkennung erworben hat. Wenn in München der deutsche Widerstand gegen den Nationalsozialismus erforscht wurde, sich die Edition der Akten des Westfälischen Friedenskongresses als Beitrag zur europäischen Friedensforschung verstand oder in Mainz und später in Braunschweig europäische Schulbuchforschung betrieben werden sollte, dann reagierte damit die Wissenschaft natürlich auch auf die politischen Interessenlagen der Bundesrepublik und ihrer Länder.

Das war und ist durchaus nicht unproblematisch, die Risiken wurden auch von einigen Wissenschaftlern wahrgenommen, die diese Gründungen kritisch sahen. Aber es geschah etwas Erstaunliches, und das war nicht unbedingt zu erwarten. Wissenschaft und Politik griffen in den 1950er Jahren auf ein schon bewährtes Modell der Verwaltung wissenschaftlicher Institutionen zurück, wie es schon bei der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und bei der Notgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft, der späteren DFG, entwickelt worden war. Eine starke Autonomie der Institute bei durchaus langfristiger Finanzierungszusage und eine eher lose Kontrolle durch auch mit Vertretern der Politik besetzte Kuratorien schufen die Voraussetzungen für produktive wissenschaftliche Arbeit, die sich von politischen Vorgaben nicht behindert sah. Es konnte so eine differenzierte historische Forschungslandschaft entstehen, die in ihrer Binnendynamik die genannten Befürchtungen ad absurdum führte.

Heinz Duchhardt konnte bei seinem Amtsantritt jedenfalls auf dieses schon bewährte Modell zurückgreifen, jetzt ist mit dem Transfer des Instituts für Europäische Geschichte in die Leibniz-Gemeinschaft ein weiterer Schritt zur Stabilisierung der wissenschaftlichen Selbstverantwortung und Selbstkontrolle gelungen, zu der man das Institut nur beglückwünschen kann.

Aber das ist noch nicht der ganze Heinz Duchhardt! Da ist schließlich noch der Kollege, der sich fachpolitisch engagiert, der in vielen Beiräten seinen Rat gibt, der die Stresemann-Gesellschaft seit Jahren leitet, der acht Jahre als Schriftführer für den Verband der Historikerinnen und Historiker Deutschlands gearbeitet hat und der seit drei Jahren als Präsident der Stiftung der Deutschen Geisteswissenschaftlichen Institute im Ausland amtiert und damit eine ganz wichtige Position in der Community der Historiker einnimmt. Gerade letzteres macht mir persönlich große Freude, denn ich hatte selbst einen gewissen Anteil an der politischen Durchsetzung dieser Stiftung, die alle diese Institute zwischen Tokio, Istanbul und Washington unter einem einheitlichen Dach versammelt. Vor einem Jahrzehnt traf diese eigentlich

naheliegende und zukunftsweisende Idee allerdings auf heftigen innerfachlichen und publizistischen Gegenwind, der erfreulicherweise aber erfolglos blieb. In gewisser Weise schließt sich damit der Kreis fachpolitischer und gesellschaftlicher Verantwortung, wenn der Direktor einer Einrichtung der außeruniversitären Forschung eine führende Rolle in der Selbstverwaltung dieser Stiftung übernimmt.

Diese drei Arbeitsfelder – der Wissenschaftler, der Institutsdirektor, der Wissenschaftsorganisator – erscheinen mir zumindest aus didaktischen Zwecken herausfilterbar zu sein, auch wenn mir bewusst ist, dass die Felder sich dauernd überlagern und dass die Übernahme des Direktorenamts natürlich auch den partiellen Verzicht auf die ungestörte eigene wissenschaftliche Arbeit bedeutet.

In den letzten Jahren sind immer wieder Kollegen der Geburtsjahrgänge 1942, 1943 und 1944 verabschiedet worden, und damit ist auch ein deutlicher generationeller Bruch erkennbar geworden. Die Generation derer, die noch im Kriege geboren wurden, ihre Kindheit und Schulzeit unter den schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit oft ohne die im Krieg gefallenen Väter durchleben mussten, tritt jetzt definitiv aus dem Berufsleben ab. Erfreulicherweise haben einige kluge Köpfe, Heinz Duchhardt gehörte zu ihnen, diesen deutlichen Bruch erkannt und eine Kollektivbiographie der Historiker des Jahrgangs 1943 zusammentragen lassen. Dieses Buch erleichtert die Einordnung der Biographie von Heinz Duchhardt erheblich, und ich war zudem froh, bei der Gelegenheit auch etwas über meine eigene Alterskohorte lernen zu können, die ich als im Oktober 1942 Geborener nur ganz knapp verpasst habe.

Das mit Heinz Duchhardt für dieses Projekt geführte ausführliche Interview hat mir außerdem die Vorbereitung dieser Würdigung erheblich erleichtert. Es hat mir aber auch deutlich gemacht, dass er in einer angenehm berührenden Seite die günstigen Bedingungen und die glücklichen Zufälle betonte, die seine berufliche Karriere ermöglicht und begleitet haben. Angesichts der oftmals zu beobachtenden autobiographischen Teleologien ist das ein Ausweis dafür, dass er auch als Historiker seiner Selbst den kritischen Ansprüchen genügt, die sein Beruf von ihm fordert.

Es ist ja schon auffallend, dass aus dieser Altersgruppe – Generation will ich gar nicht sagen – eine doch auffallend große Zahl an Professoren für Geschichte hervorgegangen ist, und die Zahl würde noch eindrucksvoller, wenn man die Altersgrenzen etwas weiter ziehen und auch noch die Kollegen verwandter Fächer wie etwa der Politischen Wissenschaften hinzunehmen würde. Es hat – so ist mein Eindruck, der durch Duchhardts Exempel bestätigt wird – etwas mit der frühen und intensiven Konfrontation mit der Geschichte unseres Landes im Dritten Reich, in diesem Fall durch eine vorzügliche Lehrerin, zu tun. Auch dies war seit den frühen 1950er Jahren zumindest an einigen

Stellen möglich und konnte eine Berufsentscheidung von der angedachten Juristerei zur Geschichtswissenschaft hin kippen lassen.

Das führt uns aber auch zu der Einsicht, dass wir Angehörige einer Altersgruppe sind, der die Möglichkeiten geboten wurde, alle diese Fragen nach der Vergangenheit unseres Landes aufwerfen und darauf auch berufliche Karrieren aufbauen zu können. Duchhardt sprach in einem Interview davon, dass seine Generation »auf Rosen gebettet« gewesen sei. Zwar kann das sicher nicht für die unmittelbare Kriegs- und Nachkriegserfahrung gelten, aber es gilt gewiss für den Aufstieg der Bundesrepublik zu einem wirtschaftlich prosperierenden und sich kulturell und politisch nach Westen öffnenden Land. Erst dies schuf neue Sicherheit und Zukunftsperspektiven, die unsere älteren Kollegen um 1945 nicht mehr zu erkennen wagen konnten, als sie sich angstvoll fragten, ob es denn überhaupt noch eine deutsche Geschichte geben würde. Der inzwischen zum Buchtitel gewordene »lange Weg nach Westen«, der ab 1949 definitiv gegangen wurde, bedeutete für unsere Generation eine große Chance und sorgte schließlich auch dafür, dass 1950 hier in Mainz ein Institut für Europäische Geschichte gegründet werden konnte.

Im Jahre 2000 wurde dieses Institut 50 Jahre alt, und ich hatte damals die Aufgabe, mich für die Jubiläumsfeier etwas ausführlicher mit seiner Gründungsgeschichte zu befassen. Was mich immer wieder an der Geschichte dieses Instituts verblüfft, ist die Tatsache, dass trotz der komplizierten und keineswegs immer zukunftsweisenden Anfänge aus diesem Haus das geworden ist, was wir heute vor allem schätzen: eine wahrhaft international orientierte und renommierte Studienmöglichkeit zur Erforschung der Europäischen Geschichte im weitesten Sinne, wobei ich die beiden Abteilungen des Hauses ganz bewusst zusammenbinde. Diese eigentümliche Kombination von Universalgeschichte und Abendländischer Religionsgeschichte, die heutige, mit der Gründungsgeschichte unvertraute Beobachter immer wieder etwas ratlos macht, und von der ich persönlich immer noch hoffe, dass sie beim Übergang in die Leibniz-Gemeinschaft treffenderen Begriffen weichen wird, war ein sehr zeit- und personengebundenes Konzept, dessen Erfolg keineswegs von Beginn an feststand. Umso mehr ist es der Weitsicht der Direktoren, die den Gründern folgten, und dem Land Rheinland-Pfalz zu danken, dass unter diesem Dach wegweisende Forschungs- und Ausbildungsarbeit, die weit über das Land hinausgreift, betrieben wurde und das Institut sich einen geachteten Platz in der Forschungslandschaft der Bundesrepublik und in der Welt sichern konnte. Hier erwähne ich gerne die langjährige Arbeit von Karl Otmar Freiherr von Aretin, dessen konsequente Politik der Internationalisierung diesen Weg schon vorzeichnete.

Die letzten Direktoren der Abteilung für Universalgeschichte des Instituts lassen sich ohne Probleme dem engeren Fachgebiet der Frühneuzeitlichen

Geschichte zuordnen. Dieses Gebiet wird zwar nicht automatisch mit der für die Abteilung namengebenden Universalgeschichte konnotiert, aber es stellt in der Breite seiner Ausrichtung und in der inhaltlichen Nähe zur religionsgeschichtlichen Abteilung ein geradezu ideales Feld dar, um eine thematisch differenzierte und intellektuell anregende Arbeit zu gewährleisten.

Heinz Duchhardt hat dieses Feld früh gewählt, vermutlich war es auch ein Bauchgefühl, das ihn von der zeitweise präferierten NS-Geschichte in die Epoche der Frühen Neuzeit zog. Da es mir durchaus ähnlich ging bei meiner Entscheidung, will ich versuchen, unser beider Begeisterung für dieses Feld hier zu erklären. Zu vermuten ist, dass wir beide über die europäische Komponente in dieses Teilfach eingedrungen sind. 1949 und danach waren die Defizite des Nationalstaats in seiner modernen Variante offensichtlich geworden. »Weg von der deutschen und hinein in die europäische Geschichte« gaben 1946 selbst zurückhaltende Fachkollegen als die neue Parole der Geschichtswissenschaft aus, und sie gaben deshalb unbewusst auch schon die Notwendigkeit und die Richtung des Mainzer Instituts vor. Und in der Tat: Diese Epoche der Frühen Neuzeit, diese »drey Jahrhunderte«, die schon den Historikern am Ende des 18. Jahrhunderts als zusammenhängender Ereigniskomplex aufgefallen waren, sie bot die Urform der modernen postnationalen Staatenwelt an, ein kompliziertes Friedenssystem, wie es 1648 in Münster und Osnabrück gezimmert worden war, in Balance gehalten von dem, was Heinz Duchhardt früh als das »europäische Gleichgewicht« erkannt hatte. Ja, sogar erste Ideen europäischer Einigung wurden hier formuliert. Immanuel Kants Schrift *Zum ewigen Frieden* von 1795 ist nur der Abschluss einer ganzen Reihe vergleichbarer Friedenstraktate, die hier im Hause genauer untersucht wurden. Diese Epoche brachte die langfristige Lösung des heute immer noch relevanten Problems konfessionellen Dissenses in einem Gemeinwesen, sie fand den Weg vom Religionskrieg zum Religionsfrieden. Kein Wunder also, wenn Heinz Duchhardts erstes Proseminar vom Augsburger Religionsfrieden von 1555 handelte.

Aber nicht nur Staatenwelt und Konfession geben dieser Epoche ihren spezifischen Charakter. Sie markiert den Beginn europäischer Entdeckungen und Weltbeherrschung bis hin zum Imperialismus, aber auch die Vorbereitung der großen Ideen von Grund- und Menschenrechten und dazu die faszinierende Fülle großer Künstler und Forscher, von Leonardo da Vinci bis James Watt, von Kopernikus über Kepler, Galilei und Newton bis zu den französischen Aufklärern, ganz zu schweigen vom Beginn der Gutenberg-Galaxis hier in Mainz bis hin zur *Encyclopédie* im Vorfeld der Französischen Revolution. Und schließlich ist diese Frühe Neuzeit in unserem Land immer noch in einem beeindruckenden Ausmaß präsent: Die heute noch erhaltenen sog. »mittelalterlichen« Stadtbilder sind meistens aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die

Schlösser dieser Epoche gehören zu den Zentren des touristischen Interesses. All dies macht die Frühe Neuzeit aus, und wenn heute immer mehr von dieser Epoche als der Vormoderne schlechthin gesprochen wird, dann deutet dies ihre fundamentale Stellung im Verhältnis zur Moderne an.

Eine Epoche, die – wie wir sehen – ständig Neues hervorbrachte, ohne es zu akzeptieren, die noch nicht über eine Idee verfügte, um mit Neuem bewusst umzugehen. Sie musste deshalb in schmerzhaften Prozessen erst alle jene Modelle des Nebeneinanders von Altem und Neuem entwickeln, von denen wir heute profitieren. Das macht diese Epoche so interessant, gerade auch dann immer wieder, wenn wir nach neuen Lösungen für gesellschaftliche Konflikte in unserer Zeit suchen. Wenn etwa gerade ein neues Buch erschienen ist, das nach den neuen Normen einer Gesellschaft ohne die klassische Ideologie des Wachstums sucht, dann fühle ich mich als Historiker dieser Frühen Neuzeit sofort angesprochen, die eine Epoche des nicht gewollten Wachstums war und doch dieses Wachstum immer wieder vorantrieb.

Europa ist die andere Konstante in Heinz Duchhardts Arbeit als Historiker, und deshalb ist es wohl angemessen, dazu ein paar knappe Bemerkungen zu machen, auch deshalb, weil dieses Haus ja mit der Europäischen Geschichte so eng verbunden ist. Man braucht kaum darauf zu verweisen, dass die abendländische Europaideologie, die noch ganz den großen Europa-Kongress des Instituts von 1955 bestimmte, heute keine Rolle mehr spielen kann. Es besteht immer die große Gefahr, die Geschichte als eine spezifische Art der Legitimation für die heutigen Bemühungen um Europa zu benutzen, eine Gefahr, vor der Historiker immer wieder gewarnt haben. Dies gilt umso mehr, als die Verträge von Maastricht und Lissabon »die Verbesserung der Kenntnis und Verbreitung der Kultur und Geschichte der europäischen Völker« (Vertrag von Lissabon, Art. 167, Abs. 2) festgeschrieben haben. Es gibt aber keine überzeitliche Idee von Europa, wie sie Denis de Rougement in den 1950er Jahren annahm, sondern Europa ist ein Prozess, dessen Grundlagen und dessen Veränderungen deutlich zu trennen und zu analysieren sind. »Europa gibt es, seitdem die alten Griechen ihm einen Namen gaben. Nur ist es ein veränderlicher, dehnbarer Begriff«, so hat es Eric Hobsbawm nüchtern formuliert. Je intensiver wir Historiker die jeweils zeitgebundenen Vorstellungen über Europa herausarbeiten, desto eher können wir dazu beitragen, vorschnelle Idealisierungen der Europaidee zu entlarven und damit zu einer realistischen Einschätzung politischer Möglichkeiten beizutragen. Diese Linie kritischer Prüfung der Grundlagen und Veränderungen der Vorstellungen von Europa bedarf freilich eines tieferen genuin historischen Blicks auf Europa und darf nicht auf das 20. und 21. Jahrhundert und den engeren Integrationsprozess beschränkt werden. Ich sage dies auch deshalb, weil sich in Brüssel gerade ein »Haus der Europäischen Geschichte« in Vorbereitung befindet; es soll 2014 eröffnet werden. Seine bislang nur wenig bekannt gewordene Konzeption

konzentriert sich fast ausschließlich auf das 20. Jahrhundert. Vielleicht wäre unser Institut hier auch der angemessene Ort, an dem solche Fragen noch einmal in der notwendigen Differenzierung diskutiert werden sollten.

Heinz Duchhardt hat damals die Attraktivität dieser großen europäischen Fragen erkannt, als er die landeshistorischen Perspektiven seines Doktorvaters als zu eng empfand und nach einer Richtung seiner Wissenschaft suchte, die sich in der Lage sehen sollte, mit den »big questions« umzugehen. Kein Wunder also, wenn ihn die Friedensproblematik dieser Epoche – wie erwähnt – schon früh beschäftigte, wenn er das internationale System zwischen Westfälischem Frieden und Französischer Revolution in einem großen Werk analysiert hat, wenn er die Fragen der europäischen Einigung in ihrer historischen Perspektive immer wieder angegangen ist. Und zuletzt ist auch seine große Stein-Biographie nicht nur eine Übung in der reizvollen Form der Biographik, sondern es ist die Auseinandersetzung mit einer Schlüsselgestalt in der entscheidenden Modernisierungsphase Deutschlands, an der sich Generationen von Historikern gerieben hatten. Insofern liegt fast eine Zwangsläufigkeit darin, dass ihm neben dem realen Stein, dem das große Buch gilt, auch der *Mythos Stein* so wichtig erschien, dass er ihm ein zweites Buch widmete.

Damit komme ich zu einer anderen Seite im Werk von Heinz Duchhardt, die ich hier besonders gerne erwähne, weil er mich persönlich damit am meisten beeindruckt hat. Sie werden es mir hoffentlich nachsehen, dass ich hier nicht eines seiner seitenschweren Bücher herausgreife, die ich ja zum Teil auch schon genannt habe, sondern das schmale, 136 Seiten umfassende Bändchen über den jüdischen Historiker Arnold Berney (1897–1943), der 1938 sein Heimatland Deutschland verlassen und sich in Israel eine neue, schwierige Existenz aufbauen musste. Ich gestehe, dass ich tief beeindruckt war, als ich dieses Buch erhielt, weil ich plötzlich in Heinz Duchhardt einen Kollegen erkannte, der die Rückbesinnung auf das eigene Fach, ja auch den kritischen Blick auf das eigene Fach für genauso wichtig hielt wie die »normale« Arbeit an den klassischen Fragen eines Frühneuzeithistorikers. Damit rundete sich für mich das Bild des geschätzten Kollegen, er gewann damit in meinen Augen jene besonderen Qualitäten, die mich nicht zuletzt dazu bewogen haben, ihn heute zu würdigen.

Historiker in unserer Zeit zu sein bedeutet nicht nur das Ausfüllen einer Rolle im hochdifferenzierten Betrieb der Wissenschaft, sondern erfordert auch immer wieder das Nachdenken über die grundlegenden Fragen unserer Wissenschaft in dieser Gesellschaft, die Relativierung unserer eigenen Position im Gang der Zeiten und damit kritische Vergewisserung gegenüber dem, was unsere Kollegen vor Generationen geschrieben haben, schreiben mussten oder nicht mehr schreiben durften – gerade für Letzteres ist Arnold Berney ein treffendes Beispiel.

Diese reflektierende Perspektive hat auch immer seine Arbeit als Direktor des Instituts bestimmt. Neben den großen Projekten etwa zur europäischen Elitengeschichte oder zu den Europaplänen der Vormoderne und wie die Projekte immer geheißen haben, für die die entsprechenden Drittmittel eingeworben werden mussten, hat er ein wachsames Auge auf die Geschichte des eigenen Instituts gehabt, hat die Geschichte des europäischen Gedankens kritisch verfolgt und hat damit eine ideale Mischung von realhistorischer und reflexiver Arbeit entwickelt, die dem Institut seinen guten Ruf eingetragen hat. Nicht zuletzt sei hier auch seine Arbeit als Kommunikator mit ausländischen Institutionen erwähnt, unverzichtbar angesichts der Gastgeberrolle, die das Institut seit Jahrzehnten für ausländische Doktoranden spielt.

Wenn wir Heinz Duchhardt heute feierlich verabschieden und ihm für seine Arbeit danken, dann tun wir dies in der festen Überzeugung, dass er der Geschichtswissenschaft in unserem Lande, der internationalen wissenschaftlichen Kooperation und dem Ansehen von Wissenschaft schlechthin erfolgreich gedient hat.

Herzlichen Dank dafür und alles Gute!

I. INNERER FRIEDE, INNERE ORDNUNG

Horst Carl

Kollektive Sicherheit und föderative Ordnung – die Eidgenossenschaft und die Niederlande in der Frühen Neuzeit

1. Ein Vergleich mit Tradition – die Eidgenossenschaft und die Niederlande als Gegenmodelle zu den europäischen Monarchien

Die Verwandtschaft der Eidgenossenschaft mit den Niederlanden ist keine Entdeckung der modernen Geschichtswissenschaft. Vielmehr begannen Vertreter beider Gemeinwesen im 16. Jahrhundert, ihre Gemeinsamkeiten sehr bewusst zu reflektieren¹, sei es, dass man wechselseitig strukturelle Parallelen föderativer Organisation verstärkt wahrnahm², sei es, dass man auf historische Gemeinsamkeiten aufmerksam wurde, die im jeweiligen Unabhängigkeitskampf gegen die Habsburger begründet lagen oder in ähnlichen Gründungsmythen wurzelten. Im 17. Jahrhundert war das republikanische Narrativ, das Freiheit und erfolgreichen Kampf gegen tyrannische monarchische Herrschaft ins Zentrum stellte, in beiden Gemeinwesen etabliert – und damit auch der Fokus, um im Vergleich Gemeinsamkeiten herauszustellen³.

- 1 Jean François LE PETIT, *Nederlantsche Republycke, bestaende inde Staten so generale, als particuliere geconfereert ende vergeleken met die van de Swytsersche Cantoenen*, Arnheim 1615.
- 2 Olaf MÖRKE, *Der »schwache« Staat als Erfolgsrezept? Die Niederländische Republik und die Schweizer Eidgenossenschaft*, in: Werner BÜCHHOLZ u.a. (Hg.), *Quantität und Struktur. Festschrift für Kersten Krüger zum 60. Geburtstag*, Rostock 1999, S. 45–62.
- 3 Thomas MAISSEN, *Die Geburt der Republic. Staatsverständnis und Repräsentation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft*, Göttingen 2006; M.E.H. Nicolette MOUT, *Ideales Muster oder erfundene Eigenart? Republikanische Theorien während des niederländischen Aufstandes*, in: Helmut G. KOENIGSBERGER (Hg.), *Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit*, München 1988, S. 169–194. Für den Vergleich in der neueren Geschichtsforschung grundlegend André HOLENSTEIN u.a. (Hg.), *The Republican Alternative. The Netherlands and Switzerland compared*, Amsterdam 2008, sowie jüngst Urte WEEBER, *Republiken als Blaupause. Venedig, die Niederlande und die Eidgenossenschaft im Reformdiskurs der Frühaufklärung*, Berlin 2016. Ältere historiographische Beispiele in identitätspolitischer Absicht bieten etwa aus niederländischer Sicht P.L. MULLER, *Nederland en Zwitserland: Eene historische parallel*, in: Ders. u.a. (Hg.), *Geschiedkundige opstellen, aangeboden aan Robert Fruin*, Den Haag 1894, S. 1–38 und aus eidgenössischer Warte Edgar BONJOUR, *Die Schweiz und Holland. Eine geschichtliche Parallelbetrachtung [1935]*, in: Marc SIEBER u.a. (Hg.), *Die Schweiz und Europa: Ausgewählte Reden und Aufsätze von Edgar Bonjour zu seinem 60. Geburtstag*, Basel 1958, S. 33–56.